Von Traum zu Traum

Von F. Endringer.

Ich entsinne mich dessen noch, als ob es gestern gewesen wäre. Ich stand meinem Vater zwischen den Knien und empfing das erste Markstück für die Sparbüchse, die mir mein Großvater auf der Kirmes gekauft hatte. Ich war damals zehn Jahre alt. „Junge“, sagte mein Vater zu mir, „halt dieses Silberstück in Ehren. Vertu es nicht für Tand und Leckerei. Wenn man ein Haus aufbaut, weißt Du, dann legt man feierlich den Grundstein in den Boden, und feiert ein Fest dabei und mauert eine Urkunde ein — so soll auch dies Geldstück der Grundstein für Deinen späteren Besitz, und nur zu Großem und Gutem darfst Du ihn verwenden, und möge stets ein Stück Silber unten bleiben — als letzte Rettung in der letzten Not. Gott segne es Dir.“

Mir war ganz ernsthaft und feierlich zumute, aber wie es nun einmal ist, zwischen dem, was ein Großer spricht und ein Kleiner sich dabei denkt, ist stets ein klaffender Zwischenraum, und so braucht es nicht wunder zu nehmen, daß ich meinen Vater gleich darauf mit der Frage überraschte und betrübte: „Vaterle, „Vaterle, wenn ich noch zwei Jahre spare, langt es dann zu einem großmächtigen Schaukelpferd?“ Worauf mein Vater sich große Mühe gab, mich zu überzeugen, daß ein Schaukelpferd auch zu jenen Tändeleien gehörte, vor denen er mich zuvor gewarnt hatte. Vergebens, ein Schaukelpferd, das war für meinen Knabensinn ein so mächtiger und gediegener Besitz — nicht weniger als für einen Bauern sein richtiger Gaul, und ich nahm mir im Stillen vor, trotz der Abmahnung meines Vaters zu sparen, bis ich es errungen hätte. Ich rechnete mir aus, daß ich, wenn alles gut ging, in zwei Jahren so weit sein mußte.

Und nach zwei Jahren war ich tatsächlich so weit, dank dem Umstande, daß ich jedem, der in meine Nähe kam, ob nun Großvater, Oheim, Pate, Tante, meine Sparbüchse entgegenhielt. Aber gerade, als ich völlig sicher war, daß es reichen mußte, und ich schon das Schaukelpferd für mich ausersehen hatte, geschah etwas, was meinen Plan mit einem Male vernichtete. Denn ich sah, wie einer meiner Kameraden auf einem wunderschönen Zweirad elegant die Straße hinaufradelte. Vor Staunen blieb mir der Mund offen stehen. Daß ich auch daran nicht gedacht hatte! Ein Zweirad, das erst war das Erstrebenswerte! Still doch von dem Schaukelpferd! Etwas, was sich nicht von der Stelle rührte, verdiente das, daß man sich darum bemühte? Oh, wie verblaßte mit einem Male das Schaukelpferd, wie lief ich heiß erregt zu meinem Vater hin; „Ach was, Vaterle, das Schaukelpferd —! Zu einem Zweirad spare ich jetzt!“

Der Vater sah mich mit einem seltsamen Blick an, und wenn ich heute daran zurückdenke, scheint mir, er lächelte. Damals sah ich's nicht. Ich war nur beglückt, daß das Zweirad augenscheinlich vor seinen Augen mehr Gnade fand als das Schaukelpferd.

Diesmal dauerte es etwas länger. Drei Jahre vergingen, da erst hatte ich soviel Ersparnisse beisammen, daß es zu einem Rad gereicht hätte. Aber — ein Fünfzehnjähriger, zumal wenn er ein Häuflein Geschwister um sich sieht, die zu ernähren der Vater seine liebe Not hat, und er selber tüchtig zum Lernen angehalten wird, damit er bald etwas „wird“, schaut schon etwas ernster ins Leben hinein und hat gelernt, seine Wünsche auf Billigkeit und Unbilligkeit zu prüfen, und wenn's auch schwer wurde, eines Tages ward der heroische Entschluß gefaßt: kein Rad, sondern — Bücher! Bücher — alles, was die Welt an Großem und Schönem hervorgebracht hat, alle Wissenschaft, alles Erreich- und Erlernbare — alles sollte einmal in meinem Studierzimmer stehen — als Garantie dafür, daß es auch in meinem Kopf drinstand. Etwas nichtwissen, nicht kennen — das schien mir damals als Schande, als unmöglich, als undenkbar.

Ich besuchte die Lateinschule, ich bezog die Universität. Knapp war der Monatswechsel, den mein Vater mir zur Verfügung stellen konnte, aber so knapp er war, ich ermöglichte es immer noch, monatlich ein paar Silberstücke meinen Ersparnissen hinzuzufügen, die sich noch wie ehemals in der alten Sparbüchse befanden. Sie auf eine Bank geben, Zinsen dafür nehmen, nein, das wäre mir wie eine Entweihung erschienen. Die Summe wuchs und wuchs. Aber es wuchs auch mit ihr die Skepsis. War das wirklich alles Weisheit, was in den Büchern zu lesen stand? War das nicht vielfach das gerade Gegenteil davon? Und war das wirklich alles wert, gelesen zu werden? War es nicht oft nach wenigen Jahren, ja, nach Monaten und Wochen schon veraltet? Wo waren die ewig wahren, ewig jungen, von ewiger Weisheit erfüllten Werke, nach denen ich mich sehnte? Ach, ich brauchte meine Ersparnisse ihretwegen nicht anzugreifen; der Lohn des Tages, der mir nun bald zur Verfügung stand, wenn er auch kärglich war, er reichte dazu aus.

Und wieder spielten die Wünsche und zeitigten Hoffnungen, zeitigten Pläne. Ein Häuschen im Grün, fern der Stadt, ein Gärtchen, um darin zu ruhen — hatte nicht so mancher darin sein Glück gefunden? Noch ein Jahrzehnt, höchstens zwei, dann — vielleicht ließ sich's dann erreichen.

Die Jahre vergingen. Die reifenden Jahre. Schon war der Höhepunkt des Lebens überschritten. Ich sah nicht mehr vorwärts einen aufsteigenden Weg entlang, ich sah einen Weg, der langsam zu Tal führte. Leise schliefen die Hoffnungen ein, die Wünsche. Mehr und mehr wandten sich die Augen empor zu den ewigen Sternen; nichtig war das Irdische, nichtig Haus und Hof, Garten und Grün. Droben ist die Heimat, so sprach es vernehmlich und immer vernehmlicher. Und mit Lächeln sah ich's im Geiste vorüberziehen: was mir alles begehrenswert erschienen war seit jener Stunde, da ich als kleiner Bub zwischen meines Vaters Knien gestanden hatte. Und ich errötete. Und es kam mir vor, als wäre ich immer noch ein kleiner Bube und stände zwischen den Knien, zwar nicht meines irdischen Vaters, wohl aber meines Vaters im Himmel und hörte seine Mahnung: „Nur zu Großem und Gutem —!“

Erfolg

Von Julia Frank.

Es gibt nichts, was die Menschen einem so übelnehmen, wie die Tatsache, daß man durch eigene Kraft Erfolg gehabt hat, daß man ohne ihr Wissen etwas geworden ist, ohne ihren Rat, ohne ihre Zustimmung. Es ist alles gut, so lange man klagen kommt, daß es einem schlecht gehe, daß nichts glücke. Dann bekommt man Tee oder Kaffee vorgesetzt und wird zum Essen aufgefordert, und manchmal bekommt man eine Freikarte für ein Konzert mit einigen herzlichen Zeilen: „Vergiß für heute abend deine Sorgen.“

Wirklich, es ist nichts so ermunternd für die Menschen, als ein schlechter Zustand, nichts, was ihren Geist so schärft, ihr Gemüt so besänftigt, ihre gute Laune so anregt, wie dein kümmerliches Dasein. Was haben die Menschen auch an uns, wenn wir Erfolg haben? Das ganze große Terrain ihres Bedauerns und Mitleids, ihrer Herzlichkeit und ihrer Erfindungsgabe bleibt brach liegen. Es würde noch etwas anderes sein, wenn es dir geglückt wäre, weil du einen ihrer vielen guten Ratschläge befolgt hättest, dann hätten sie dich, wenn der Erfolg dir zu Kopf steigt, dann und wann an den Ursprung deines Erfolges erinnern können, dann hätten sie Anteil gehabt an dem Erfolg, dann hätten sie sich auch einmal auf die Brust schlagen und rufen können: „Sieh mich an!“ Der ganze Reiz ist nun fort.

Ein vereinzelter guter alter Herr oder eine eine alte Dame sagen vielleicht: „Er ist ein tüchtiger Mensch“, aber diese Stimme geht unter in dem großen Chor der anderen. Auf Tees und Empfängen und Tanzabenden wird der Fall besprochen: merkwürdig, daß der und der „plötzlich“ so eine gute Position hat, ganz merkwürdig. Jedem liegt es natürlich fern, etwas dahinter zu suchen, aber merkwürdig bleibt es doch, denn solche Fähigkeiten hatte er doch nicht, und ohne große Fähigkeiten kommt man doch wirklich nicht zu so etwas.

Nun, da muß eben das dumme Glück mal wieder aushelfen. Und kannst noch zufrieden sein, wenn es dabei bleibt und man nicht List und Tücke und sonstige unschöne Helfer bei deinen Erfolgen voraussetzt. Also zieh daraus die Lehre: Schweige von deinem Erfolg!

Alte Sprichwörter

Gott grüßt alle Welt, aber wenige danken ihm.

Gott gibt Schultern nach der Bürde.

Zu Gott hinken die Leut', zum Teufel laufen sie.

Wer den Teufel im Schiff hat, der muß ihn fahren.

Nicht wieder tun ist die beste Buß'.

Wer kein Kreuz hat, muß sich eins schnitzen.

Es sind viel, die mit dem Kreuz gehen, aber wenig Kreuzträger.

Gebet ist ein Rauchwerk, das dem Teufel Kopfweh macht.

Beten ohne Andacht heißt dem Teufel Opfer bracht.

Christentum vererbt sich nicht.

Die Welt glaubt nicht, bis ihr's Wasser ins Maul rinnt.

Gedanken

Nicht jedes Licht wärmt: blendende Menschen lassen meist kalt.

Einem bösen Menschen den Lohn seiner Taten wünschen, ist nicht Rachsucht, sondern Gerechtigkeitsgefühl.

Ein Opfer ist kein Opfer, wenn es uns keine Ueberwindung kostet.

Manches, was am Kind entzückt, wirkt am Großen läppisch; manches, was der Jugend steht, stößt am Alter ab.

Feine Menschen können niemals unhöflich sein.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 27 Sonntag, den 30. Juni Jahrgang 1929

Die Berufung des heiligen Paulus

Eine Staubwolke wandert hin auf der Straße zwischen Felsen, die wie Salzkegel leuchten. Seht die eilige Karawane auf dem Wege nach Damaskus! Zu Füßen saßer Hügel tauchen, schwank umrissen, grüne Streifen auf — dort unten in der Ferne, woher der Nordwind weht: die Obstgärten, welche die Stadt umgürten! Seit einer Woche ist man unterwegs. Endlich diese Süßigkeit des nahen Zieles, endlich die Frische des Wassers in der verzehrenden Luft. Die Eseltreiber stacheln ihre Tiere an. Schneller schwanken die Schatten der Lastkamele über den Staub, der die Augen ausdorrt.

Von Polizeileuten begleitet, die den Knüppel in der Hand halten, schreitet Saulus mächtiger aus. Klein von Gestalt, aber ungestüm und entschieden, nimmt er seinen Weg wie Cäsar, der Führer in einer solchen Haltung, die eine Armee ihm folgen hieße, wohin immer er will.

Er weiß genau: in Damaskus unterhält eine Nazarenergemeinde das Aergernis ihres frechen Aufruhrs. Von hier aus kann sie ausschwärmen nach Antiocha und bis nach Cilicien. Saulus wird Hand auf sie legen; er wird die Namen der Apostaten erfahren; ein Brief mit des Kaiphas Siegel betraut ihm die Aufgabe, sie zu ergreifen. Er wird sie in festen Banden nach Jerusalem bringen, wo das Synedrium über diese Schar schnelles Hochgericht halten mag. Saulus ist glücklich, einem Eber gleich, der sich auf die Hecke stürzt in der Sicherheit, sie einzurennen. Eine wütende Heiterkeit beflügelt seinen Schritt. Aus seinem Blick sprüht der Hohn des Siegers, der soeben den Feind ergreift.

Plötzlich aber — blitzgleich — aus dem schattenlosen Himmel — fällt eine Helligkeit über ihn — und wirft ihn zu Boden. Eine ferne und furchtbare Stimme, die Stimme eines Befehlshabers, — die dem Donner ähnlich rollt — ruft aus der Höhe „Saulus!“ Aus der Nähe aber dann wiederholt die Stimme leiser, wie einen Vorwurf und voll Erbarmen „Saulus!“ Saulus schlägt seine Augen, die er im Schreck krampfhaft geschlossen hatte, wieder auf, und sieht auf der Straße inmitten einer Glorienglut jemand stehen, der mehr ist als ein Mensch, den Menschensohn, den Ezechiel sah und Daniel leinenumgürtet, mit einem Antlitz, das leuchtet, mehr als der Blitz, und mit Armen wie aus glühendem Erz im Schmelzofen. Von seinem Haupte, von seinen durchbohrten Handflächen, von seinen strahlenden Füßen gehen gleichsam rote Flammen aus, und er zeigt Saulus an seiner Seite die Purpurwunde eines Lanzenstoßes.

Außer sich, zu Boden gesunken, versteckt Saulus sein Antlitz im Staube; er fühlt es: wenn der Unbekannte sich noch mehr offenbart, wird ihn die Vision zu Asche verbrennen. Der Herr aber beugt sich in seiner ewigen Milde zu ihm und läßt sich herab, ihn auszufragen. Er frägt ihn nach seinen Beweggründen:

„Warum verfolgst du mich?“

Saulus antwortet nicht: „Wieso habe ich dich verfolgt? Ich kenne dich ja gar nicht.“ Durch eine niederschmetternde Eingebung ahnt er, wer der Unbekannte ist. Während er auf die Erde geschleudert bleibt, überflutet Licht sein Inneres, wie es ihn von außen einhüllt. Ein Feuerhauch rührt an seine Lippen und flößt ihm die Kraft ein, zu sprechen.

Was wird er antworten? Wird seine Antwort ein Schrei der Zerknirschung und des Schmerzes sein? Keineswegs! Er will wissen, darum frägt er:

„Herr, wer bist du?“

Unerhörte Kühnheit! Das Nichts frägt die Allmacht nach ihrem Namen; Saulus ist nicht bereit, sich ohne Grund zu unterwerfen. Wie ist dies doch der ganze Paulus! Dieses Widerstehen des intelligenten Willens, dieser Gegenstoß des Ich, selbst vor Gott! Er wird sich ihm in Zukunft ganz ergeben, denn er nennt ihn „Herr!“ Nur muß der Herr seine Identität erweisen. So wie Jakob mit dem Engel ringt, kämpft Saulus, bis ihm seine Niederlage feststeht, und erkennt sich dann nicht etwa nur deshalb für besiegt, weil sein Meister der Stärkere ist, sondern weil er verstanden hat. Der Unbekannte würdigt ihn, sich ihm zu nennen; er gebraucht die aramäische Sprache, deren sich Jesus wie Paulus gewöhnlich bediente.

„Ich bin Jesus von Nazareth, den du verfolgst!“ Zweimal spricht er dieses Wort aus: „Du verfolgst mich!“ Der Richter offenbart sich zugleich als Opfer: er klagt an und vergibt unendlich. Mit einem Male erfaßt Saulus eine Wahrheit, die fortan seiner Seele Wegzehrung sein wird: Christus und seine Jünger sind eins. Gewissensbisse durchbohren Saulus, dennoch aber belebt ihn überströmende Hoffnung. In einem einzigen Augenblick hat ihn etwas Unsagbares umgewühlt und völlig verwandelt. Er war ganz Haß — nun wird er ganz Liebe. Jenseits der faßbaren Erscheinung teilt sich ihm das Geheimnis mit. Aber diese Offenbarung vernichtet nicht etwa in der Ekstase. Sofort rafft er sich auf, um zu handeln: „Herr, was soll ich tun?“ frägt er in der Einfalt des Gehorsams. Und der Herr antwortet ihm:

„Stehe auf, gehe in die Stadt, und dort wird man dir sagen, was du zu tun hast!“

Saulus erhebt sich, benommen wie ein Betäubter. Die Vision ist verschwunden; jetzt aber sehen seine wiedergeöffneten Augen nichts mehr. Es dünkt ihm, daß sich schwarze Schuppen auf seine beiden Augäpfel geklebt haben. Er tastet sich dahin unter der brennenden Sonne, als wäre es Nacht. Wo sind seine Begleiter? Er ruft sie; dumpfe Stimmen antworten ihm. Mit gebeugter Stirn, zusammengekauert oder auf die Knie gesunken, warteten diese Zeugen schreckerstarrt, ohne zu wissen, worauf — auf den Tod vielleicht. Das furchtbare Licht hat auch sie auf die Erde geschleudert; sie haben eine Stimme brausen hören. Jemand war zugegen, aber sie haben keinen gesehen. Dies Vorbeischreiten des Unsichtbaren hat sie tiefer erschreckt als ein Gesicht.

Voll Entsetzen blicken sie auf ihren blinden Führer. Welcher Engel, welcher Geist hat ihn heimgesucht? Er streckt die Hand aus, auf daß man ihn lenke, wie ein Kind, wie ein Gefangener, wie einer jener Bettler mit den toten Augen, die man durch die Straßen der Städte führt.

* Aus: „Der heilige Paulus“ von Emile Baumann. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Marie Amelie Freiin v. Godin. 6.—11. Tausend. 464 Seiten. Leinen 6.50 Mark. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München.

Sommerfest im Walde

Das ist im Wald ein reges Ringen,
Die wilde Rose nickt vom Strauch,
Des Geißblatts schlanke Reben schlingen
Sich durch mit süßen Duftes Hauch.

Waldmeister hebt den Maiweinbecher,
Maiglöckchen steh'n im lichten Kleid,
„Waldjungfern“ hält die grünen Fächer
Das Farrenkraut galant bereit.

Die Winde hängt die weißen Glocken
In heiterm Spiel an das Geäst,
Im Blütenhag die Lieder locken
Der Nachtigall zum Sommerfest.

Aus all' den bunten Kelchen schlüpfen
Die Blütenmädchen zart und hell;
O wie die kleinen Füßchen hüpfen
Schon nach dem Takt des Tanzes schnell!

Das wird ein lust'ger Ringereigen,
Beim Waldkonzert ein Mummenschanz:
Im „Pfaffenkäpplein“ neckisch zeigen
Die Elfen sich mit grünem Kranz.

Berauscht durch all die würz'gen Düfte
Wird kecker stets die lose Schar;
„Schneebälle“ schwirren durch die Lüfte,
Am Schlehdorn hängt zerzaustes Haar.

Da horch! welch heimliches Gekicher!
Ob wohl beim Tanz ein Elfchen fiel?
Solch kleiner Unfall störet sicher
Die Lust nicht an dem frohen Spiel.

Wo sah man je solch tolles Treiben?
Die Birke droht: Nur nicht zu laut!
Kaum kann die Eiche ernst noch bleiben,
Wenn sie das lose Vöglein schaut.

Dr. Wilh. Reuter.

So hält Saulus Einzug in Damaskus.

Das Ereignis der Erscheinung hatte nur wenige Sekunden gewährt. Aber dies Wunder war, ist, ein Vorgang von größerer Bedeutung als die Erschaffung eines Weltalls. Bis auf die Menschwerdung, bis auf die Auferstehung Christi ist nichts Größeres geschehen in der Geschichte der Menschheit.*

Das Kloster im bayrischen Meer

Die Landschaft des Chiemgaues besitzt den starken Reiz der Gegensätze. Sie hat weichgeschwungene grüne Vorberge und hochaufragend herübergrüßende, zerklüftete Felsenketten, fruchtbare Felder, dichte Wälder und prächtige Seen, die zwischen dunklen Tannenhängen silbern im Sonnenlicht leuchten.

Neben alledem aber zählt sie zu ihrem Gebiete auch noch einen der romantischsten Erdenflecke der deutschen Alpen — die kleine Insel Frauenwörth inmitten des Chiemsees, des im Auf und Ab seiner Wellen bald smaragdgrün, bald perlmutterfarben schimmernden Bayrischen Meers.

Kein Mensch kann uns dies geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht. —
Laß' unsern Kahn nur treiben!
Allum ist's fein und schön,
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterwerk gescheh'n!

So singt Viktor von Scheffel von der Fraueninsel — und außer ihm haben noch unzählige andere Künstler, Dichter und Maler, diesen eigenartig schönen Erdenwinkel besucht und in Wort und Bild verherrlicht, wovon nicht zum wenigsten auch das berühmte „Gästebuch" in dem fast allen süddeutschen Künstlern wohlbekannten Gasthof „Zur Linde" auf Frauenwörth Zeugnis gibt.

Außer diesem Wirthaus, einigen Fischerhäuschen und dem wunderbar stimmungsvollen Friedhof nimmt den größten Teil des Inselchens das uralte Nonnenkloster ein, das dem Eiland den Namen gegeben hat. Es wurde von dem letzten Agilolfinger Herzog Tassilo im Jahre 770 gleichzeitig mit dem auf der größeren Chiemseeinsel Herrenwörth gelegenen Benediktiner-Mönchskloster gegründet — doch während dieses nach seiner Zerstörung durch die Hunnen im Jahre 907 zwei Jahrhunderte lang in Schutt und Asche lag, dann als Augustiner-Chorherrenstift neugegründet und bei der Säkularisation 1803 ganz aufgehoben und abgerissen, bezw. profaniert wurde, hat sich das Frauenkloster allen Stürmen der Zeit zum Trotz durch zwölfhundert Jahre bis auf unsere Tage erhalten.

Da die Aebtissinnen fast alle dem hohen Adel, ja vielfach sogar regierenden Häusern angehörten, führte das Stift Frauenwörth schon früh den Titel „Abbatia regia", d. h. „Königliche Abtei". Viele nennen die selige Irmengard vom Chiemsee, deren Heiligsprechung in diesem Sommer erfolgte, Stifterin und erste Aebtissin des Klosters, doch ist sie dies nicht, sondern sie ist nur die erste Aebtissin, deren Namen urkundlich bekannt ist — freilich aber auch diejenige, welche dem Stift einen alle Jahrhunderte überdauernden Glanz und Nimbus verlieh. Sie war als Tochter König Ludwigs des Deutschen eine Urenkelin Karls des Großen. Ihr Geburtsjahr ist nicht bekannt, ebensowenig der Zeitpunkt ihres Eintrittes ins Kloster, der zeitgenössischen Schriften darüber dürften wohl gelegentlich der Hunnenkriege od. bei dem großen Brandunglück von 1491 vernichtet worden sein. Ueberliefert ist nur, daß sie schon zu Lebzeiten im Rufe heiligmäßigen Lebenswandels stand und noch sehr jung — wohl nur wenig über dreißig Jahre alt — auf der Fraueninsel verschied. Schon um das Jahr 1000 wurde ihr Grab, das die Hunnen, welche sonst das ganze Kloster zerstörten, verschont hatten, durch einen Abt von Seeon geöffnet, was damals einer Seligsprechung gleichkam, und später im Verlaufe des Seligsprechungsprozesses dann noch zwei Male, ohne daß irgend welche bedeutungsvolle Aufzeichnungen gefunden worden wären. Wenn aber auch kaum irgend welche Urkunden vom Leben der seligen Irmengard künden, so hat sich die Ueberlieferung ihrer um so mehr bemächtigt, und zahllose Sagen und Legenden umranken die liebliche Gestalt der karolingischen Königstochter.

Wer heute mit dem Dampfer die Insel besucht, kann sich kaum eine Vorstellung von der Einsamkeit machen, die zur Winterszeit, wenn das Einfrieren des Sees jeden Verkehr unterbindet, hier herrscht. Diese Stille war aber die Regel, so lange der Einbaum das einzige Verkehrsmittel auf dem „Bayrischen Meere" bildete — und so ist Frauenwörth schon von der Natur zu einem Orte stillen Klosterfriedens wie geschaffen. Jedoch wäre es unrichtig, hieraus auf eine geringe Bedeutung des weltfernen Klosters zu schließen. Im Gegenteil, das „adlig Stifft Frawenwörth" hat in früheren Zeiten eine große Rolle gespielt, und mannigfach waren die Beziehungen, die es mit den Bistümern Freising, Salzburg und anderen Hochsitzen des Krummstabes, sowie mit den Höfen der bayrischen Herzöge unterhielt. Die Aebtissinnen regierten ihre Untertanen so gut wie nur irgend ein geistlicher oder weltlicher Fürst — und nicht selten hatten sie sogar doppelte Tatkraft und Entschlußfähigkeit nötig, um allen den Anforderungen, die unablässig auf sie einstürmten, gerecht zu werden.

Bei der Säkularisation wurde das Kloster aufgehoben, doch war es nie gänzlich von Nonnen verlassen. Mehrere derselben blieben im Jahre 1802 im Stifte und warteten dort volle 35 Jahre lang auf bessere Zeiten und als 1837 König Ludwig I. von Bayern auf einer Reise auch die Fraueninsel besuchte, erbaten sie von ihm die Wiedererrichtung ihres Klosters. Der König erfüllte ihre Bitte, am 21. März 1838 wurde das Stift in feierlicher Weise aufs neue eröffnet, und seither nennen die Nonnen von Frauenwörth Ludwig I. den zweiten Gründer ihres Klosters.

Heute steht Frauenchiemsee wieder als eine im steten Aufblühen begriffene stolze Abtei da. Ein Mädchenpensionat ist ihr angegliedert, in dem jährlich etwa 100 junge Menschenkinder ihre Erziehung erhalten. In jedem Sommer wird die Insel von zahlreichen Fremden, Erholungssuchenden, Künstlern und Altertumsfreunden, besucht — und wohl mancher mag da Viktor von Scheffel beistimmen, der einst inbezug auf Frauenwörth schrieb:

Mit Worten läßt sich's erschildern nicht
Und nicht mit Farben ermalen,
Mich dünkt, so purpurgetempert und licht
Muß das heilige Land erstrahlen.

E. Trost.

* Die erste, uns bekannte Aebtissin des Klosters Frauenwörth im Chiemsee, die schon seit Jahrhunderten als selig verehrte Irmengard, wurde von Papst Pius XI. soeben in das Verzeichnis der Seligen eingereiht. Ihr Todestag wird Mitte Juli in dem Kloster Frauenchiemsee zum ersten Male festlich begangen.

Was wir niemals suchten ist gefunden

Was wir niemals suchten, ist gefunden,
Was wir heiß ersehnten, ward uns nicht.
Unentrinnbar sind wir festgebunden
An das Rätselrad von Nacht und Licht.

So vertropfen alle Tagesstunden
In das dunkle Reich, das nicht mehr spricht
Zu den alten kommen neue Wunden,
Und die Duldung wird zur starken Pflicht

Unbekannten Stromes dunkle Wellen
Tragen, lachen, schaukeln uns dahin,
Zu des offnen Todes Felsentor.

Und ein Rauschen wie von Wasserfällen,
Wie von Vogelschwärmen, die entfliehn,
Tönt gespensterhaft in unser Ohr.

D. Luschnat.

Die Hochzeitsreise

Von Hermann Dieck.

Eine Hochzeitsreise war für sie eigentlich überflüssig. Sie hatten beide vorher die halbe Welt gesehen und hatten das Unterwegssein herzlich satt. Aber man mußte sich ja einen guten Abgang von der Hochzeitstafel sichern, und dazu gehörte nun einmal ein Reise. So hatte sie, als ihr Bräutigam beiläufig danach fragte, zugestimmt und ihm im übrigen alles überlassen.

Der Augenblick war da. Die Tafel war aufgehoben, das Brautpaar hatte sich unauffällig zurückgezogen und stand zur Abfahrt bereit. Sie warf vor dem Spiegel einen letzten Blick auf ihre Reisekleidung und zupfte ein paar Locken zurecht, ehe sie den Hut aufsetzte.

„Hast Du mir eigentlich schon gesagt, wohin wir reisen?" fragte sie.

„Aber gewiß doch," erwiderte er erstaunt.

„Verzeih, dann habe ich es wieder vergessen," sagte sie. „Man verliert ja den Verstand in solchen Tagen. Oder hast Du ihn noch?"

Sie lächelte ihn durch den Spiegel an.

„Natürlich!" lachte er. „Das heißt: ich weiß wenigstens, wohin wir fahren."

„Also wohin denn schon?" sagte sie leichthin, während sie den Hut aufstülpte.

„Nach Blankenburg."

„Blankenburg? Was ist das?"

„Blankenburg in Thüringen. Ein kleiner stiller Badeort."

„Ich bitte Dich — wie kommst Du darauf?"

„Aber entsinne Dich doch, liebes Kind. Wir wollten in ein kleines, stilles Nest, um dort ganz uns selber zu leben."

„Davon weiß ich nichts."

„Ich habe Dich doch ausdrücklich gefragt. Du hörtest aber kaum hin und überließest mir die Wahl."

Ihre Stimme klang gereizt. „Ich kann wirklich nicht drei Tage vor der Hochzeit noch Reiseziele suchen. Das muß ich schon Dir überlassen. Hätte ich allerdings gewußt, daß Du eine so unsinnige Wahl trifft, hätte ich mich doch ein wenig darum gekümmert. Sag' mal, wozu nehmen wir nun eigentlich all diese Koffer mit? Da ist mein schwarzes Georgettekleid drin, dort das blaue Teekleid, das Wiener Modell nicht zu vergessen — was soll ich mit dem allen in —. Wie heißt das Nest?"

„Aber das ist ja herrlich! Dann lassen wir das alles hier! Es reist sich viel angenehmer mit weniger Gepäck!"

„Du bist entzückend! Ich lasse mir ausdrücklich für die Hochzeitsreise Garderobe anfertigen, und dann lasse ich sie hier."

„Hast Du denn sonst kein Verwendung dafür?"

„Nein!"

In diesem Augenblick trat der Diener ein, um die Koffer hinunterzutragen.

„Halt, Johann! Warten Sie noch einen Augenblick! Also was nun?"

Er zuckte mit den Achseln.

„Nach Blankenburg fahre ich jedenfalls nicht."

Sie standen einander gegenüber und maßen sich mit den Blicken. Er fand ihren Blick sehr merkwürdig. Nicht einmal so sehr Unwillen als eine Art Spannung lag darin, und das gab ihm zu denken. Nahm sie diesen Anlaß wahr, um den ersten Sieg in der jungen Ehe zu erringen, der weitere Siege einleiten sollte? „Die Ehe ist ein Machtkampf der Persönlichkeiten, und wer darin unterliegt, zahlt wie bei jedem Prozeß die Kosten" — dieses Bonmot fiel ihm ein.

Vorsichtig fragte er: „Wohin willst Du denn?"

Sie besann sich einen Augenblick. Dann sagte sie: „Capri."

Er zog die Uhr. „Schön. Johann, nehmen Sie jetzt die Koffer und beeilen Sie sich bitte. In 20 Minuten geht der Zug. Der Zug hat durchgehende Wagen bis Rom. Er kann eben so gut wie nach Blankenburg auch nach Rom benutzt werden."

„Ich danke Dir", sagte sie nur kurz und stülpte den Hut auf.

— — —

Die Reise war höchst ungemütlich, obwohl sie allein in einem Abteil erster Klasse saßen. Er war einsilbig, lehnte sich in seine Ecke zurück und behauptete, müde zu sein. Sie saß hinter einem Journal, in der ganzen elenden Stimmung eines Menschen, der einen ihm selbst unerwünschten Sieg errungen hat. Ihr schauderte vor dieser entsetzlich langen Reise. Warum hatte sie ihm denn widersprochen? Doch nur, damit er sie durch ein paar schmeichelnde Worte gefügig machte. Wollen Frauen denn eigentlich siegen? Wollen sie im Grunde nicht immer nur besiegt werden? Wenn er sie so wenig verstand, war das ein schlechter Auftakt für ihre Ehe.

Sie sah an dem Journal vorbei nach draußen. Sie fuhren an bewaldeten Hängen vorbei, idyllisch lagen kleine Dörfer und Städte mit roten Dächern an ihrem Rande, Kirchtürme stiegen über die Baumwipfel empor, und über allem lag der warme, rotgoldene Schein der Abendsonne. Ach ja, es mußte schön sein, jetzt hier auszusteigen und in so ein kleines, verschwiegenes Nest am Abend seinen Einzug zu halten und die ganze Welt zu vergessen.

Zorn brannte plötzlich in ihr auf. Sie warf das Journal beiseite. Sie wollte ihm die Wahrheit sagen. Ganz offen und ehrlich: daß er ein Schwächling, ein Feigling wäre, so der bloßen Laune einer Frau nachzugeben.

Da stand er auf. Er reckte sich. „So!" sagte er.

„Was ... so?" fragte sie scharf.

Er blieb gleichmütig. „Ich steige aus", sagte er. „In fünf Minuten sind wir in Rudolfstadt, wo Anschluß nach Blankenburg ist."

Sie traute ihren Ohren nicht. „Du steigst aus?"

„Ja, meine Fahrkarte lautet nach Blankenburg. Deine nach Rom. Hier ist sie. Ein Schlafwagenabteil ist für Dich reserviert."

Sie sah ihn immer fassungslos an. An seinem entschlossenen Gesicht erkannte sie, daß es ihm ernst war. Wie klar seine Augen waren, und wie männlich sein Gesicht! Ein Gefühl tiefer Freude überströmte sie. Ihre Züge entspannten sich, ihre Augen begannen zu glänzen, ihr Mund lächelte, und plötzlich warf sie sich mit einem erstickten Jubelschrei an seinen Hals.

„Was ist denn?" fragte er.

„Ach, fragst Du noch? Ich steige natürlich auch aus! Gott sei Dank! Mir schauderte schon vor dieser Reise!"

Und sie bedeckte seinen Mund mit Küssen, während der Zug über die Weichen des Bahnhofs rasselte.

— — —

Der Bahnhofsportier in Blankenburg machte große Augen, als ihm eine Fahrkarte nach Rom vorgewiesen wurde. Mißtrauisch suchte er seine Brille hervor, um die Karte genau zu prüfen.

„O Herrschaften", erklärte er dann bedauernd, „unser Lokalbähnle fährt nit nach Rom. Da müssen Sie schon nach Rudolfstadt zurück und dort umsteige."

„Soso", sagte der Herr belustigt, und die Dame lachte dazu.

„Ja, und — von Rudolfstadt bis Blankenburg nachzahlen", fügte er ernst hinzu, indem er die beiden Reisenden über seine Brillengläser hinweg ansah. „E, teurer Spaß, Herrschaften —"

Das Gebet der Mutter

Lichterglüh'n, Signale schallen,
In des Bahnhofs weiten Hallen
Schon das Dampfroß schnaubt und stöhnt.
Dunstumsprüht und dampfumwoben
Harrt der junge Führer droben,
Bis der Glocke Zeichen tönt.

Und er sieht am Arm des Gatten
Treten aus der Halle Schatten
Ein geschmücktes junges Weib;
Scherzend ist sie eingestiegen.
Schwellend sich die Polster schmiegen
Um den jugendschönen Leib.

Brausend über Tal und Hügel,
Auf des Dampfes mächt'gem Flügel
Eilt der Bahnzug durch die Nacht!
Donnernd fliegt er über Brücken,
Auf des Eisenrosses Rücken
Finster hält der Führer Wacht.

Um ihn her die Dämpfe steigen,
Ballen sich zum wilden Reigen
Ruhelos, dämonengleich.
Aus des Kessels Röhren dröhnend
Drängt und wallt und zischt es stöhnend
Wie von Geisterlippen bleich:

„Du, des Herz von Qual zerrissen,
Hinter dir, auf samtnen Kissen
Lachend ruht, die dich betrog!
Sahst sie mit dem Gatten kosen,
Spottend wohl des Freudenlosen,
Dem sie Lieb' und Treue log.

Einen Griff von deinen Händen
Braucht's nur, alles jetzt zu enden
Was so elend dich gemacht.
Gib uns frei, mit wildem Jagen
Wollen wir, entfesselt, tragen
Euch vereint in Todesnacht.

Zögre nicht, den Kampf zu kürzen!
Freiheit uns! Entgleisend stürzen
Soll der Zug ins düstre Tal;
An des Abgrunds Felsenklippen
Küßt der Tod die roten Lippen,
Löscht auch deines Herzens Qual!"

Recht wohl habt ihr, wilde Geister
Der Natur, dem Herrn und Meister
Dient ihr heut zum letzten Mal!
Zuckend will die Hand er heben,
Plötzlich läßt ihn jäh erbeben
Eines Lichtleins milder Strahl.

Durch der Sturmnacht dichtes Dunkel
Einer Lampe hell Gefunkel
Her vom Wärterhäuslein blitzt;
Dort im späterhellten Zimmer
Bei des Lichtes stillem Schimmer
Eine Greisin betend sitzt.

Blitzschnell ist das Bild entflogen!
Doch der Rache wilde Wogen
Legten sich vor seiner Macht.
Die Dämonen sind entflohen
Und vom Himmelszelt, dem hohen,
Grüßt ein Stern in hehrer Pracht.

Heimwärts muß der Führer lenken
Seinen Sinn, der Mutter denken
In der tiefen Mitternacht;
So wie hier beim Lampenscheine
Eine Mutter auch, die seine,
Für den Sohn noch betend wacht.

Und er fühlt's: ihr frommer Segen,
Auch auf mitternächt'gen Wegen
Ihn behütend, mit ihm geht.
Mag ihn Finsternis umringen,
Engelgleich mit weißen Schwingen
Schirmt ihn Mütterleins Gebet.

Mächtig hat's den Sieg errungen,
Mannesmutig hat bezwungen
Nun der Sohn sein wildes Herz.
Hoch und frei das Haupt erhoben
Steht er ruhig dampfumwoben,
Schaut er dankend himmelwärts.

Brausend über Tal und Hügel
Auf des Dampfes mächt'gem Flügel
Eilt der Bahnzug durch die Nacht;
Sicher fliegt er über Brücken;
Auf des Eisenrosses Rücken
Sorgsam hält der Führer Wacht.

* Aus Nr. 11 der Vortragsbibliothek. Verlag von Ant. Heidelmann, Bonn.

Eine schwedische Sage

Einst lag es einer guten Fee ob, allerlei schmückende Gaben unter die Frauenwelt der verschiedenen Länder zu verteilen. Alle erhielten, worum sie baten: die Französin die Anmut der Bewegung, die Engländerin die zarte Farbe der wilden Rose, die Russin königliche Haltung, die Dänin das schelmische Grübchen in Kinn und Wange. Die Tochter Kastiliens bat um Haare so schwarz, daß sie ihr als Mantille dienen könnten, die Italiener um blitzende Augen, und die Mohammedanerin wollte rund sein wie der Vollmond.

Die Gaben waren ausgeteilt. Nur eine Gabe hatte die Fee noch übrig, die niemand verlangt hatte, ein Herz voll treuer aufopfernder Liebe. Und diese köstlichste aller Gaben, die dennoch so gering geschätzt worden war, verlieh die Fee einer Frau, die bisher bescheiden im Hintergrunde gestanden hatte. Es war die deutsche Frau.